



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Helden in Südafrika. Unsre Kolonialpolitik befindet sich, vor allem in Südwestafrika, in einer schweren Krise. Sie ist militärisch im wesentlichen überwunden, darüber aber sind die wirtschaftlichen Erfolge einer Reihe von Jahren fast vernichtet worden, Hunderte von Millionen und Tausende von Menschen sind geopfert worden, die Kolonialverwaltung selbst ist, wie man übertreibend sagt, zusammengebrochen. Und wer trägt die Schuld? Gewiß hat der unselige Assessorismus, die einseitig juristische Vorbildung unsrer Verwaltungsbeamten, die schon zu Hause nicht ausreicht und in der Fremde erst recht nicht, und von der man doch nicht loskommen zu können scheint, manches zu der Katastrophe beigetragen, aber die Hauptschuld trägt nicht er, trägt nicht die Kolonialverwaltung, sondern die Reichstagsmehrheit. Das muß einmal offen gesagt werden, weil es die Parteiblätter nicht wagen, und die Regierungsblätter es nicht können. Sie hat sich lange Zeit der Notwendigkeit unsrer Kolonialpolitik völlig verschlossen, sie hat mit ihren Bewilligungen so gefargt und geknausert und genörgelt, daß die Kolonialverwaltung es gar nicht wagte, die notwendigen Forderungen zu stellen, weil sie der Ablehnung gewiß war, daß sie selbst die dürftige Kleinbahn von Swakopmund nach Windhof, ohne die wir die Kolonie verloren hätten, auf ihre eigne Hand mit militärischen Kräften bauen mußte. Diese Mehrheit hat sich, obwohl sie allmählich etwas einsichtiger geworden ist, doch noch immer nicht entschließen können, die wahrlich bescheidenen Entschädigungsforderungen der geplünderten Ansiedler vollständig zu bewilligen, sie hat noch im letzten Moment die unabweisbare, für die Verpflegung unsrer Truppen unentbehrliche Fortsetzung der Bahn Lüderitzbucht—Kubub abgelehnt, nicht etwa aus sachlichen Gründen — die gab es nicht —, sondern im Ärger darüber, daß der tapfere Offizier, der die Vorlage vertrat, und der in brennender Sonnenglut, in wasserloser Steppe, in stacheligem Busch hundertmal dem Tode ins Auge gesehen hatte und eben wieder hinausgehen wollte, in der Empörung seines ehrlichen Herzens über das jedem Soldaten unsympathische Wortheldentum den höfischen Ton nicht fand, den die Majestät der Volksvertretung beanspruchen zu müssen glaubte. Lieber ließ diese unsre Soldaten weiter hungern, lieber opferte sie neue Millionen, wie sie dem deutschen Volke schon durch ihre kleinkliche, von parteipolitischen Rücksichten diktierte Knauerei einige hundert Millionen auferlegt hatte, wo der zehnte Teil, rechtzeitig und zweckmäßig ausgegeben, genügt hätte, den Aufstand und die Katastrophe zu verhindern. Wieder hat sich gezeigt: das Verantwortlichkeitsgefühl einer großen Körperschaft, vollends einer parlamentarischen, bedeutet sehr wenig, alle wirkliche Verantwortung ist persönlich. Man kann einen Minister zur Verantwortung ziehen, eine Volksvertretung kann man nicht zur Verantwortung ziehen, nicht einmal den einzelnen Abgeordneten, er ist ja immun, er mag noch so viel Unheil durch seine Abstimmung angerichtet haben.

Doch was ist schließlich der Reichstag? Der getreue Ausdruck der ziffermäßigen Mehrheit des deutschen Volks. Und wie hat sich denn dieses bei der Katastrophe benommen? Kurz gesagt: gerade wie sein Reichstag. Als alle möglichen „Enthüllungen“ über Mißstände und Fehler der Kolonialverwaltung kamen, Anklagen auf Anklagen sich häuften, oft weit übertriebene, schlecht begründete Anklagen, da benahm sich das liebe Publikum so, wie es sich in ähnlichen Fällen immer benommen hat: es glaubte alles und argwöhnte noch mehr, es hatte seine Genugtuung — wie immer — an jeglicher Mörgelei, es gefellte zu der spezifisch deutschen Eigentümlichkeit der „Reichsverdroffenheit“ eine neue Spezialität, die Kolonialverdrossenheit — als ob die ganze

Kolonialpolitik so eine Art Sport gewesen wäre, wie offenbar seinerzeit die Gründung des Reichs, es hatte — man schämt sich als Deutscher es zu sagen — seine heimliche Freude an den rohen, jedenfalls häßlichen und witzlosen Karikaturen gewisser Witzblätter, die einen Sport damit treiben, alles, was deutsch und was des Reiches ist, in den Kot zu ziehen und dabei meinen, sie täten etwas Patriotisches! Nun, der wirkliche Patriot nimmt sich und hat das Recht zu freimütiger Kritik, aber er höhnt nicht und spottet nicht, wenn ihm Schwächen und Fehler seiner Regierung oder auch seines Volkes entgegentreten, denn er hat Ehrfurcht vor seinem Vaterlande und hütet sich, es vor fremden Nationen bloßzustellen. Und wie nahm man die Nachrichten von dem blutigen und verlustvollen, endlosen Ringen im fernen Südafrika auf? Gleichgiltig und teilnahmslos. Man war verwöhnt durch den glänzenden Siegeslauf von 1870/71, man fand es ermüdend und langweilig, diese unaufhörlichen Verlustlisten und die endlosen Züge hinter einem sitzenden Volke her, das einem großen, vernichtenden Schläge doch immer wieder auswich; man fand es viel interessanter, dem Riesenkampfe im fernen Ostasien bis ins einzelne hinein zu folgen, der, so groß seine weltgeschichtliche Bedeutung gewesen ist, uns direkt doch gar nichts anging, während es sich in Afrika um unser eigen Fleisch und Blut handelte. Kurz, groß hat sich das deutsche Volk als Ganzes in dieser ganzen Sache wahrhaftig nicht gezeigt.

Groß hat sich nur unsre Wehrkraft gezeigt; wie sie, und nicht die Diplomatie, das Reich erfochten hat, so hat sie die südafrikanische Kolonie gerettet. Unter absolut fremdartigen Verhältnissen, in einem fernen, wüsten, fast wasserlosen, wasserarmen Lande, gegen schweifende, tapfere, stolze Hirtenvölker, in einem ermüdenden Kleinkriege haben die Soldaten, die da freiwillig hinauszogen, unter der sichern Führung ihrer Offiziere nicht nur Tapferkeit, sondern auch das höchste Maß von Mannszucht, Opfermut und Ausdauer bewiesen, sich als wahrhafte Helden gezeigt und die Ehre unsrer Nation gerettet. Das dem allgemeinen Verständnis nahe zu bringen, würde einem ausführlichen, alle Einzelheiten behandelnden Bericht kaum gelingen. Da tritt die Dichtung an die Stelle, weil sie das Persönliche in den Vordergrund stellen kann, im Schicksal des Einzelnen die Ereignisse spiegelt. Diesen kühnen Griff hat Gustav Frenssen in seinem neuesten Buche gewagt: Peter Moors Fahrt nach Südwest (Berlin, G. Grote, 1906). Es ist kein Roman, wie seine früheren Publikationen, für die wir uns niemals recht erwärmen konnten, es hat gar nichts Sentimentales, es erzählt von keinem einzigen Liebesverhältnis, es behandelt keine „modernen“ Probleme, keine verkannten und unverstandnen Frauen, keine welt-schmerzlichen Jünglinge, auch keine posierenden Übermenschen und keine blasirten Lebemänner, nein, es läßt einen Mitkämpfer, einen schlichten Soldaten, nicht einen Offizier, der den Hereroaufstand mitgemacht hat, seine Erlebnisse erzählen (wie sicher solche persönliche Mitteilungen dem Buche zugrunde liegen), schlicht, ehrlich, ohne jede Pose, aber in lebendiger Anschaulichkeit, in einfachen Sätzen, wie eben ein einfacher Mann spricht, jedem verständlich, und nur das, was der einzelne Soldat wirklich sehen und erleben kann. Peter Moor, der Sohn eines einfachen Schmiedemeisters in Ijehoe, der schon immer den Drang ins Weite gehabt, dann aber drei Jahre in der Werkstatt seines Vaters am Amboß gestanden hat, tritt 1903 als dreijährig Freiwilliger im Rieker Seebataillon ein und geht mit diesem im Januar 1904 auf einem Wörmandampfer von Wilhelmshaven mit hinaus. Nach dreiwöchiger Fahrt, an Gibraltar, Madeira und an dem riesigen, bis in den hohen Himmel hinaufragenden Schneeberg von Teneriffa vorbei, den sie mit ehrfürchtigem Staunen begrüßen, erreichen sie Swakopmund, zu ihrer ernüchternden Überraschung eine Gruppe von

weißen Häusern und langen Baracken mit einem Leuchtturm am öden, rötlichweißen Dünenstrand unter brennender Sonne. Dann geht es mit der kleinen Eisenbahn in offenen kleinen Wagen in viertägiger langsamer Fahrt erst durch den breiten Sandgürtel, dann durch kahles, starres Felsengebirge hinauf bis Windhut. Hier wird das Expeditionskorps gebildet, um in weitem Bogen nach Nordost die Hereros zu umgehen und sie am Entweichen auf englisches Gebiet zu hindern. Endlose mühseltige Märsche folgen, in Sand und Staub, in unwegsamem Dornbusch, unter glühender Sonne des Tags, bei schauernder Kälte des Nachts, bei dürftiger Verpflegung, schlechtem und seltnem Wasser, in beständiger Gefahr vor dem Feinde; eine starke Offizierspatrouille wird fast aufgerieben. Endlich stellt sich der Feind im Busch, wird erst nach blutigem Kampfe geworfen und zieht sich zurück. Inzwischen gehen Kleider und Stiefel, die sie Tag und Nacht nicht vom Leibe bringen, in Fetzen, die Ochsen und Pferde fallen oder werden „schlapp“; bei der ungenügenden Nahrung (frischgeschlachtetem Rindfleisch und Reis) und dem knappen, oft verdorbnen Wasser und der höchst mangelhaften Nachtruhe erkranken die Leute am Typhus, liegen fiebernd und stumpf in den holpernden und stoßenden Ochsenkarren; die andern, noch leidlich rüstigen, schleppen sich abgemagert, hohlhängig, schmutzig weiter. Endlich muß der kleine Zug, nur noch ein „Krankentransport“, kein Heerzug, zurückgehen und erreicht eine gute Wasserstelle, wo sich die Leute einige Wochen ausruhen und bessere Nahrungsmittel erhalten. Der Erzähler aber, selbst am rechten Arm verwundet und typhuskrank, wird mit einer Offizierspatrouille, da er sich noch auf dem Pferde halten kann, nach Windhut geschickt. Dort kommt er wieder zu Kräften, wird in eine neue, reine, schmutze Schutztruppenuniform gekleidet und in eine Kolonne der inzwischen eingetroffenen Verstärkungen eingestellt. Mit dieser, etwa fünfhundert Mann, macht er den großen Einkreisungsfeldzug gegen die Hereros mit, dabei das blutige aber entscheidende Gefecht am Waterberge, von dem er natürlich nur das sieht und erzählt, was seine Abteilung erlebt, dieses hartnäckige Ringen mit den an Zahl weit überlegnen, zähen Gegnern, im stundenlangen Feuern im Busch, bis endlich ein entschlossener Sturmangriff unter wildem Schreien und Schießen entscheidet; dann die Verfolgung des Feindes bis an die Grenze des öden „Sandfeldes“ hinein in den Tod, an Wasserlöchern vorüber, die mit Kadavern angefüllt sind und gar keine oder eine ekelhafte Flüssigkeit enthalten, auf den Spuren des flüchtenden, hinsterbenden Volks und seiner verschmachtenden Viehherden, an Leichen von Menschen und Tieren vorbei, unter Hunger und Durst, der einzelne Leute fast wahnsinnig macht, während wieder ihre eignen Ochsen fallen und liegen bleiben, wieder in Tageshitze und Nachtkühle, bis endlich der vierte Mann krank und die Kraft erschöpft ist. Da gehen sie dann endlich im Oktober nach Windhut zurück, als eben der blütenprangende Frühling ins Land einzieht, und Peter Moor fährt, da er sich durch Überanstrengung einen Herzfehler geholt hat, mit dem nächstmöglichen Dampfer wieder in die Heimat.

Ein düstres, ergreifendes, erschütterndes Bild! Und doch fehlt das Licht nicht ganz. Es ist doch ein hohes Lied auf deutsche Art, auf dieses stille, wortfarge Heldentum, ein Heldentum noch mehr des Duldens und Entfagens als der Tat, aber ein Heldentum, das unsre Zukunft verbürgt, auf das feste Zusammenhalten von Männern aller deutschen Landschaften, die nichts wissen von den heimischen Zänkereien, die nur in einem faulen Frieden aufkommen. Da öffnet sich endlich der Blick in die Zukunft Südafrikas. Wie Peter Moor das bisher so öde, ungasliche Land im Frühlingschmuck sieht, da fängt er an, an seine deutsche Zukunft zu glauben. Er hört einen alten Afrikaner erzählen, wie er zu seiner Farm ge-

kommen, ein wohlhabender, unabhängiger Mann geworden sei, er erfährt, daß Hunderte seiner Kameraden zurückbleiben und sich ansiedeln wollen, weil sie das wunderliche Land lieb gewonnen haben, und einer von der Schutztruppe erzählte ihm, wie sein Hauptmann ihm gesagt habe, hier sei Raum für zwei Millionen Deutsche, deren Kinder einmal sicher durchs Land reiten würden. Er macht sich wohl Gedanken über das Schicksal der Schwarzen, die doch nur ihre Heimat gegen die fremden Eindringlinge behaupten und nicht ihre Knechte werden wollen, und über die Grausamkeit des Krieges, aber er beruhigt sich dabei, daß sie noch nicht die Brüder der Weißen seien, wie die Missionare ihnen vorgeredet hätten, sondern das erst nach langer Arbeit in hundert oder zweihundert Jahren werden könnten.

Das kleine Buch ist mehr als ein Buch, es ist in diesem Moment eine Tat, und es wird seinen Zweck erfüllen, wenn es das deutsche Volk in dem einzigen, seiner würdigen Entschlüsse befestigt, dieses Land, das Tausende deutscher Männer mit ihrem Leben erkauft haben, als ein deutsches zu behaupten, koste es, was es wolle.

Vom deutschen Volks- und Stammescharakter. Dr. Georg Grupp, der unsern Lesern als Verfasser zweier guter kulturgeschichtlichen Werke bekannt ist, hat (bei Strecker und Schröder in Stuttgart, 1906) unter dem Titel: Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit, ein Bündchen hübscher „Reise- und Kulturbilder“ veröffentlicht. Er verwaltet die Bibliothek und die Museen des Fürsten Öttingen-Wallerstein zu Mähingen und bemerkt mit Beziehung darauf im Vorwort, er habe sich immer wieder aus der ihn umgebenden Papierwelt ins frische Leben, in die grüne Wirklichkeit hinaus gesehnt, und soviel es die Verhältnisse erlaubten, sein Buchwissen durch Reisen in Deutschland und in den angrenzenden Ländern ergänzt. Die historische Wissenschaft selbst verlange eine solche Ergänzung, denn wer die Gegenwart nicht verstehe, der verstehe auch nicht die Vergangenheit, und die Gegenwart erkenne man am besten im Lichte der Vergangenheit. Ein so kundiger Führer durchs Vaterland weiß uns auch über bekannte Gegenden noch so manches zu sagen, was nicht allgemein bekannt ist, zum Beispiel über die verschiedene Schätzung der Bäume und des Waldes bei den verschiedenen deutschen Stämmen, über die Verwendung von Holz und Stein beim Wohnungsbau in Nord und Süd, Ost und West, über Gemeindeverfassung und Gemeindeleben in Württemberg, über die Einwirkung des Italienischen auf Bauweise und Volksleben in den österreichischen Alpenländern, über die reichen österreichischen Stifte, die uns Heutigen noch die mittelalterliche Großgrundherrschaft vor Augen stellen, über Klostergefängnisse, über den Gegensatz ultramontaner und antiultramontaner Strömungen im Rheinland und über viele andre Gegenstände. Von den Schwaben meint der Verfasser, der selbst geborner Schwabe ist, sie bestätigten die weltgeschichtliche Erfahrung, daß Demokratien zwar bedeutende Geister hervorbringen aber nicht unter sich dulden; fast alle bedeutenden Schwaben hätten ihr Vaterland verlassen oder seien daraus vertrieben worden. Und er fügt eine richtige Anmerkung bei, die uns sehr gefreut hat: aus diesem Grunde habe auch Schäßles die ihm gebührende Anerkennung nicht gefunden. Sein Hauptwert stehe der Soziologie von Herbert Spencer in nichts nach. Darum müsse man sich wundern, daß in der Allgemeinen Deutschen Biographie geurteilt werde: „Der Vergleich [von Schäßles »Bau und Leben«] mit der englisch-amerikanischen und selbst der deutschen Soziologie (Marx) wirkt etwas beschämend.“ In der Tat ist dieses Urteil nicht bloß höchst ungerecht, sondern es würde auch, falls es viele Gläubige fände, geradezu

Schaden anrichten. Denn Schäffles Werke enthalten zwar nicht so viel Chemie, Physiologie, Pflanzen- und Tierbiologie und Ethnologie wie die Herbert Spencers (von Marx wollen wir gar nicht reden), aber dafür sind sie reich an praktisch verwertbaren Lehren und Ratschlägen, die der Gesetzgeber, der Verwaltungsbeamte, der Politiker kennen muß. Und das ist doch die Hauptsache; die biologischen und ethnologischen Soziologien nützen dem Staatsmanne gar nichts. Was die sehr lebendigen und anschaulichen Charakterschilderungen in dem Büchlein betrifft, so interessieren besonders die der norddeutschen Gegenden und Stämme, weil zwar Süd- und Westdeutschland viel von Norddeutschen bereist und geschildert werden, aber nicht Norddeutschland von Süddeutschen und von Rheinländern. Grupp wird nun zwar den Vorzügen des norddeutschen, namentlich des preußischen Wesens gerecht, aber sich bei den „Kartoffeleßern“ wohl fühlen, das vermag weder sein schwäbisches Gemüt noch sein an Spätzle gewöhnter Magen. Schade, daß er nicht auch Schlesien bereist hat. Er würde dort eine Mischung süd- und norddeutschen Wesens gefunden haben, die ihm vielleicht behagt hätte, außerdem Klößel, die freilich meist etwas derber ausfallen als die feinen schwäbischen oder badischen Spätzle, und vor allem — in dem drei bis fünf Meilen breiten Streifen, der sich von Ratibor bis Görlitz im und am Gebirge hinzieht — die schönen malerischen und gemüthlichen Dörfer, die er in Norddeutschland vermißt. In einem Anhang wird die Geschichte des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg erzählt.

